

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Jorge Molist
Am Horizont die Freiheit
Historischer Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

INHALT

Karte der Mittelmeerregion

☞ 8 ☞

ERSTER TEIL

☞ 11 ☞

ZWEITER TEIL

☞ 187 ☞

DRITTER TEIL

☞ 369 ☞

VIERTER TEIL

☞ 561 ☞

GESCHICHTLICHER ANHANG

☞ 671 ☞

Plan der Stadt Barcelona im Jahre 1492 ☞ 672 ☞

Historische Persönlichkeiten ☞ 674 ☞

Die Galeere *Santa Eulalia* ☞ 682 ☞

Danksagung ☞ 683 ☞

Glossar ☞ 684 ☞

Joan lag im Gras des Berghangs und genoss den strahlenden Morgen. Noch ahnte er nicht, dass dies der letzte Tag seiner Kindheit sein würde.

»Schau mal dort«, sagte sein Vater und zeigte aufs Meer hinaus.

Der Junge richtete sich auf und blickte den weißen Vögeln nach, die sich kreischend über den Felsen erhoben. Sie hatten die Flügel weit ausgebreitet und standen beinahe still in der Luft.

»Die Möwen?«

»Nein. Sieh genau hin.«

Joan wusste nicht, was sein Vater meinte. Er betrachtete Ramóns Gesichtsausdruck, seine gerade und kräftige Nase, die buschigen Brauen, den Bart und die braunen Haare. Die katzenhaften Augen hatten die Farbe von hellem Honig und schweiften in der Ferne umher. Er erinnerte Joan an einen Löwen. Ramón war der klügste und stärkste Mann im Dorf. Joan wollte unbedingt erraten, was sein Vater meinte, und konzentrierte sich mit aller Kraft auf die Landschaft.

Die Wellen schlugen an den Fuß der Felsküste, und die Pinien, die den beiden Schatten boten, verströmten einen eindringlichen Duft nach Harz. Joan betrachtete den Horizont, die Wölkchen über dem Meer und den Wellenschaum, den die Brise hochspritzen ließ. Er entdeckte nichts Ungewöhnliches und wandte sich schließlich mit fragendem Blick seinem Vater zu.

»Sieh dir die Wolken an«, sagte dieser.

Der Junge betrachtete die Massen, die wie ungespinnene Wolle aussahen und deren Weiß die Augen blendete, obwohl sie ein paar graue Töne verbargen.

»Gib genau acht, Joan«, drängte Ramón.

Er startete die rundlichen Körper an, die sich langsam und träge

am Himmel veränderten, ohne dass er wusste, was sein Vater meinte.

»Siehst du sie nicht?«

»Wen?«

»Die Himmelswesen.«

Joan wollte nicht weiterfragen und schwieg.

»Siehst du nicht das Pferd dort, das die Beine hebt und zum Sprung ansetzt?« Der Vater zeigte mit dem Finger darauf.

Der Junge betrachtete die Lichtgestalten und suchte nach dem Tier. Auf einmal entdeckte er die Mähne, die Ohren, das Gesicht und das halbgeöffnete Maul eines phantastischen Wolkenwesens, das die Beine hob. Es bewegte sich langsam, mit angespannten Muskeln.

»Ich sehe es!«, rief Joan aufgeregt, während er darauf zeigte.
»Das stimmt, es ist ein Pferd!«

»Und daneben den großen Fisch? Siehst du den auch?«, erkundigte sich Ramón.

»Tatsächlich, den sehe ich!«, bestätigte er. Der Junge schwieg ein paar Augenblicke lang und bewunderte diese unglaubliche Szenerie. Dann rief er: »Und weiter weg einen Riesen – und dort einen Hund!«

Die Wolken wanderten gemächlich, aber unermüdlich, während sich ihre Umrisse wandelten und neue Formen annahmen.

Ramón Serra sah seinen Sohn lächelnd an. Er war ein lebhafter, zwölfjähriger Junge, der die gerade Nase, das kräftige Kinn und das braune Haar von ihm geerbt hatte. Von seiner Mutter hatte er die großen dunklen Augen mit dem forschenden Blick. Mit Begeisterung war sein Sohn dabei, die Welt zu entdecken, und er genoss es, sie ihm zu zeigen. Der Mann streichelte ihm liebevoll und zufrieden über den Kopf.

Während Joan weiter mit dem Finger auf die Wolken deutete und immer neue Formen und Figuren entdeckte, durchsuchten seine Augen die Umgebung. Unten, am Fuß des Berges, winzig in der Entfernung, lag sein Dorf mit kaum mehr als einem Dutzend

weißer Häuser, die noch schliefen und sich zusammengdrängten, als wollten sie sich gegenseitig schützen. Es war Sonntag. Vor ihnen breitete sich der Strand aus. Danach kam die weite Bucht von Llafranc, wo sich das Blau des durchsichtigen Wassers mit dem Goldgelb des Sandes, dem Weiß des Schaums, dem Grau der Felsen und dem Grün der Pinien verband. Die vier Boote des Dörfchens waren auf den Strand gezogen worden. Sie alle hatten zwei Ruder, außer seinem eigenen, der *Möwe*, die acht hatte. Auf einem Bugbrett des Bootes war ein Bild eingeschnitzt, das darstellte, wie ein Mann seine Harpune hob, um einen Wal zu erlegen. Es war ein Werk des kleinen Joan, der alle damit überrascht hatte, wie geschickt er schnitzen konnte. Ramón war voller Stolz auf seinen Sohn und auf das Boot.

Plötzlich entdeckte er in der unermesslichen Weite des Meeres ein Schiff, das sich von Süden her näherte. Stirnrunzelnd stand er auf und beschattete seine Augen mit der linken Hand, um deutlicher erkennen zu können, worum es sich handelte.

»Eine Galeere!«, rief er, und der Ton in seiner Stimme alarmierte das Kind. »Laufen wir schnell ins Dorf, Joan. Wir müssen sie warnen.«

»Sind das böse Leute?«

Ramón blickte ihn zärtlich an, legte ihm eine Hand auf die Schulter und sagte: »Wenn du ein wildes Tier im Wald auf dich zukommen siehst, darfst du nicht warten, bis du weißt, ob es ein Hund oder ein Wolf ist. Mach dich bereit, davonzulaufen oder zu kämpfen. Los!«

Er rannte auf dem steilen Pfad nach unten, und Joan lief ihm hinterher, so schnell er konnte. Doch bevor sie zum Dorf kamen, hörten sie stürmisches Glockengeläut.

»Der Eremit hat sie auch gesehen!«, rief der Vater.

Auf dem Berggipfel, wo man eine überwältigende Aussicht auf das Meer hatte, erhob sich ein Wachturm, der gleichzeitig der Verteidigung diente und an dessen Fuß eine dem Schutzpatron des Dorfes, Sankt Sebastian, geweihte Kapelle stand. Dort lebte ein

Eremit, der nicht nur Gottesdienste zelebrierte, sondern auch den Horizont überwachte, um die Dorfbewohner vor drohenden Piratenüberfällen zu warnen.

Nie zuvor hatte der Junge das Sturmläuten gehört. An diesem Tag bekam er zum ersten Mal in seinem Leben Angst.

Die Dorfbewohner waren auf die Straße gerannt. Es herrschte Durcheinander – Kinder weinten, Erwachsene schrien und versuchten, sich ihre liebsten Habseligkeiten aufzuladen. Ramón hob die Arme, um sich Gehör zu verschaffen: »Es ist eine Galeere!« Alle verstummten und blickten ihn an. »Sie kommt aus dem Süden. Sie fährt mit dem Wind, aber sie verwendet nicht nur ihre Segel, sondern lässt auch die Galeerensklaven mit voller Kraft rudern.«

»Sie will Beute machen!«, rief Tomás, der zweite Mann der Besatzung der *Möwe*.

»Ja, und es ist kein anderes Schiff in Sicht«, sprach Joans Vater weiter.

»Sie haben es auf uns abgesehen!«, rief Daniel, ein anderer Fischer.

»Das ist gut möglich«, bestätigte Ramón. »Hört zu. Wir machen es, wie wir es besprochen haben. Wir müssen die Frauen und Kinder oben im Sebastiansturm in Sicherheit bringen. Denkt nicht daran, euch mit irgendwelchen Lasten abzuschleppen! Nehmt die Waffen!«

Bewundernd blickte Joan seinen Vater an. Ihm gehorchten nicht nur die Männer aus seinem Boot, sondern auch alle Übrigen im Dorf. Er war groß, nicht ganz so wie sein Freund Tomás, dafür aber kräftiger, und er wusste, was in jeder Lage zu tun war. Der Junge sah, dass seine Mutter Eulalia mit ängstlicher Miene an ihrer Haustür stand und die wenige Monate alte, untröstlich weinende Isabel an ihre Brust drückte. Diese hatte durch das Stillen einen üppigen Umfang angenommen. Daneben stand María, seine Schwester, die zwei Jahre älter war als er, und Gabriel, sein zehnjähriger Bruder.

Beide hatten die hellen, honigfarbenen Augen des Vaters geerbt, die sie nun erschrocken aufrissen. Ramón ging zu ihnen, streichelte dem Jüngsten über den Kopf und küsste dann seine Frau auf die Wange. »Mach dir keine Sorgen. Alles wird gut«, sagte er, wobei er ihr aufmunternd in die Augen blickte. Eulalia seufzte erleichtert und bemühte sich um ein Lächeln, während er sie zusammen mit dem Säugling umarmte.

»Aber wir müssen uns beeilen«, erklärte Ramón nachdrücklich, bevor er ins Haus ging.

»Los, schnell!«, rief die Mutter. »Joan, kümmer du dich um Gabriel!«

María war hinter ihm, als er zusammen mit den anderen Frauen, den Kindern und zwei mit Pfeil und Bogen bewaffneten Großvätern zum Wehrturm loslief, dessen Glocke weiter drängend und beharrlich läutete. Joan begriff, dass es die Galeere tatsächlich auf sie abgesehen hatte. Er nahm Gabriel an der Hand, doch nach wenigen Schritten sagte er zu ihm: »Geh zusammen mit Mama und María. Ich komme gleich nach.«

Als er zu ihrem Haus kam, sah er seinen Vater, der sich Panzerhemd und Eisenhelm übergezogen hatte. Armbrust und Pfeile trug er auf dem Rücken, und an seinem Gürtel hing ein Schwert. Joan bewunderte sein Auftreten und den kräftigen Arm, mit dem er die Azcona, seinen kurzen Wurfspieß, hielt. Sie würden die Piraten bestrafen, wie sie es verdient hatten. Er beschloss, dass er nicht mit den Frauen gehen, sondern seinem Vater im Kampf zur Seite stehen wollte, selbst wenn er ihm nur von weitem zusehen könnte.

»Joan, geh zu deiner Mutter und zu Gabriel!«, rief dieser ihm zu.

»Ich gehe gleich, Papa!« Er rannte ins Haus, um seinen Spieß zu holen, eine verkleinerte Nachbildung der schweren Azcona.

Als er hinaustrat, sah er, dass die Männer bereits in Richtung Berg liefen. Sein Vater hatte die Führung übernommen. Sie beschützten die Nachhut der Gruppe der Flüchtenden.

»Aus dem Meer kommt unser Leben, aus dem Meer kommt un-

ser Tod«, hatte er oft von Ramón gehört. An diesem Tag zeigte sich das Meer glatt und sanft. Die eigenartigen Wolken zogen noch über den Himmel, während die Sonne über dem Berg emporstieg und die Felsen am südwestlichen Teil der Bucht von Zeit zu Zeit zum Leuchten brachte. Doch Joan achtete nicht auf den schönen Anblick, sondern auf das große, bedrohliche, von Rudern starrende Schiff, das gerade in diesem Moment hinter den Felsen hervorkam. Und auf einmal, trotz der Entfernung, trug die Brise einen widerwärtigen Geruch herbei, ein Gemisch aus Schweiß, Urin und Exkrementen. Er rannte los, um die Männer einzuholen, und verspürte Ekel und Furcht.

»Das ist eine von den großen Galeeren, mit drei Kanonen!«, rief Tomás. »Und sie hat grüne Wimpel geflaggt. Das sind sarazenische Piraten!«

»Wir verschanzen uns in den Felsen rechts vom Weg, hinter dem großen Pinienwald«, brachte ihnen Ramón in Erinnerung. »Wenn wir eine gute Deckung finden, können wir sie mit den Pfeilen und Speißen aufhalten. Wir müssen den Frauen genug Zeit lassen, den Gipfel zu erreichen.«

»Hoffentlich geben sie sich damit zufrieden, das Dorf zu plündern, und lassen uns in Ruhe«, sagte einer.

»Sie werden nicht aufgeben, wenn wir sie nicht aufhalten«, widersprach Ramón. »Unsere Vorräte für den Winter und die paar Hausgeräte genügen ihnen bestimmt nicht. Sie wollen Sklavinnen haben, die sie verkaufen können, und Galeerensklaven, die rudern sollen. Das ist die Beute, nach der sie suchen.«

Joan hatte die Männer beinahe erreicht, als er sah, wie die Galeere wendete, um in die kleine Bucht einzulaufen. Ihre Ruder klatschten kraftvoll ins Wasser, die Kanonen starrten drohend in Richtung Strand, und die Piraten drängten sich am Bug zusammen. Sie schrien und schwenkten ihre Waffen in der Luft. In dem Moment war es vorbei mit dem Gefühl von Mut und Sicherheit, das ihm sein kleiner Speiß gegeben hatte. Joan rannte, um seinen Bruder Gabriel einzuholen. Er war für ihn verantwortlich.

Er überholte die Letzten der Gruppe: diejenigen, die versuchten, ihre Siebensachen in improvisierten Ballen fortzutragen, oder Tiere – ein Schwein, ein Zicklein, einen Esel – mitschleppten, womit sie alle behinderten. Sie waren der Ansicht, ein Hungerwinter sei schlimmer als die Piraten.

Als er seine Mutter erreichte, die mit seiner kleinen Schwester auf dem Arm und den beiden größeren Geschwistern keuchend den Berg hinaufstieg, ergriff er Gabriels Hand. Nun hörte er das Geschrei der an Land springenden Piraten.

Sie hatten den ersten großen Pinienwald hinter sich gelassen und kamen zu den Felsen, wo sie sich verschanzen sollten, wie Ramón gesagt hatte. Da tauchte plötzlich eine Gruppe von Männern auf und schnitt ihnen den Weg ab. Sie bedrohten sie mit Armbrüsten und Speißen.

»Die Sarazenen!«, kreischte eine Frau. Die Dörfler blieben stehen. Manche wichen zurück und drängten die Übrigen mit sich.

»Macht Platz!« Ramón ging nach vorn und schob die Leute beiseite. Ihm folgten die bewaffneten Männer. »Das ist ein Hinterhalt! Sie haben uns erwartet!«

Die Lage war verzweifelt, wie Joan erkannte. Diese Piraten hier hinderten sie daran, zum Sebastiansturm hochzusteigen, und die anderen, die am Strand entlangliefen, würden sie bald erreicht haben und von hinten über sie herfallen. Er sah seine Mutter an. Verängstigt und außer Atem drückte diese die untröstlich weinende Isabel an die Brust, während seine Schwester María schluchzte und sich am Rock der Mutter festhielt. Gabriel klammerte sich fester an seine Hand. Joan blickte zu seinem Vater hinüber, weil er hoffte, dieser werde eine Möglichkeit finden, sie zu beschützen. Er sah, dass dieser zögerte und zu Frau und Töchtern hinüberblickte. Danach heftete sich sein Blick an die großen Augen Gabriels, der ihn erschrocken anstarrte. Er hatte gerade noch Zeit, ihnen zuzulächeln und dem neben ihm stehenden Joan über den Kopf zu streicheln. Das dauerte nur einen Augenblick, in dem der Junge verstand, dass sein Vater eine Entscheidung getroffen hatte.

»Wir müssen sie ablenken«, sagte Ramón zu den Männern. Dann blickte er seine Frau an und rief: »Lauf weiter zum Sebastians-turm. Rettet euch!«

Ramón schwang seine Azcona und stürmte auf die Sarazenen zu. Die Dörfler folgten ihm. Die Frauen und die Alten schleppten die Kinder den Berg hinauf, dem Wehrturm entgegen.

❧ 2 ❧

Joan hielt seinen kleinen Speiß in der Hand und blieb wie ge-lähmt hinter den Männern stehen, die den Sarazenen entgegen-rannten. Zum ersten Mal sah er Mauren. Sie waren keine Mohren, wie er sich vorgestellt hatte, sondern hatten fast dieselbe Hautfarbe wie er. Ein paar trugen einen Turban, und sie waren so nahe, dass er ihre Gesichter deutlich erkennen konnte.

»Joan, Gabriell!«, hörte er seine Mutter rufen.

»Geh zu ihr!«, sagte er zu seinem Bruder und stieß ihn in die Richtung, in der die anderen flohen.

Ramón wusste, dass die Lage hoffnungslos war. Der Feind hatte sich vorbereitet, während seinen Männern keine Zeit blieb, um ihre Armbrüste und Bogen zu spannen. Er hatte keine andere Wahl, als auf die Feinde loszustürzen, um sie zu überwältigen – und genau das tat er, während er mit aller Kraft schrie.

Er blieb stehen, als er den richtigen Abstand erreicht hatte, und mit seinem kräftigen Arm schleuderte er die Azcona. Einer der Sarazenen schrie, und die Federn der Armbrüste schnalzten, als sie ihre Pfeile abschossen. Die Azcona bohrte sich in die Schulter eines Mauren, der mit einem Klagelaut zu Boden fiel. Ramón lief weiter, zog sein Schwert und stürzte sich auf einen anderen Piraten. Ein Geschoss streifte ihn. Zwei der Männer, die ihm folgten, wurden von Pfeilen getroffen und stürzten. Nachdem die Sarazenen den Azconas der Dörfler ausgewichen waren, stürmten sie mit dem Schwert in der Hand auf sie los.

Ramóns kühne und unerschrockene Haltung beeindruckte Joan. Er war sicher, die tapferen Fischer würden die Sarazenen in die Flucht schlagen. Doch dann beobachtete er, wie einer der Piraten nicht das Schwert zog, sondern ein sonderbares Gerät gepackt hielt und ein Knie auf den Boden stemmte. Nie würde er das Gesicht dieses Kerls vergessen, das spitz war und eine Narbe in der Höhlung hatte, in der sich sein linkes Auge hätte befinden müssen. Ein Blitz sprang zwischen seinen Händen hervor, und ein entsetzlicher Donnerschlag ließ Joan erschauern. Die sonderbare Waffe des Sarazenen rauchte.

Ramón stöhnte auf. Er stand still, das Schwert rutschte ihm aus der Hand, und gleich danach brach er zusammen. Joan beobachtete ungläubig, wie sein Vater zu Boden stürzte. Halb staunend und halb schreckensstarr blickte er den Mauren an. Als er erkannte, dass der andere das Gesicht zu einem Grinsen verzog, wurde ihm klar, dass sein Vater nicht wieder aufstehen würde.

Die Fischer hatten nie zuvor ein derartiges Getöse gehört. Sie blieben reglos stehen, und als die Piraten über sie herfielen und aus Leibeskräften schrien, flohen sie entsetzt. Panische Angst ergriff Joan. Obwohl er sich danach sehnte, seinem Vater beizustehen, überwältigte ihn eine furchtbare Panik. Seine Nachbarn rannten davon, um ihr Leben zu retten. Keiner blieb, um Widerstand zu leisten, und so ließ schließlich auch er seinen Speiß fallen und rannte ihnen in einem verzweifelten Lauf zum Berggipfel hinterher.

Bald geriet er in das wilde Durcheinander von Verfolgern und Verfolgten. Beinahe gleichzeitig mit den Sarazenen erreichte er seine Mutter und seine Geschwister. Die Angreifer überholten sie, um ihnen weiter oben den Weg zu versperren. Einige Dörfler konnten den Weg hinauf entkommen, die Übrigen mussten jedoch umkehren, weil die Männer sie von oben her bedrohten. Nun kamen unter großem Geschrei auch die vor kurzem gelandeten Piraten heran.

»Joan!«, schrie die Mutter. Sie hielt Isabel fest, die an ihrer Brust weinte. »Komm mit Gabriel. Lauf, schnell!«

Joan betrachtete das schreckensverzerrte Gesicht dieser Frau,

die er so innig liebte, und ihre angstvolle Miene sollte sich ihm tief ins Gedächtnis einprägen. Er lief hinter ihr her. Zusammen rannten sie bergab, außerhalb des Weges, über den steilen Abhang, der mit großen Steinen und Dornbüschen bedeckt war. Als ihnen die Mauern nachsetzten, verlor seine Mutter das Gleichgewicht. Mit einem Klagelaut stürzte sie zu Boden.

Joan brüllte seinen Geschwistern zu, nicht stehen zu bleiben. Er rannte weiter zwischen den Steinen hinunter, in die Richtung, in die auch die anderen flohen. Er hörte, wie María neben ihm schrie, und als sich ihre Blicke trafen, sah er ihre angstverzerrte Miene: In einer stummen Bitte streckte sie ihm die Hand hin, während sie versuchte, sich dem Griff eines Sarazenen zu entwinden, der sie am anderen Arm festhielt.

»María!«, rief er und wollte ihr zu Hilfe eilen. Doch er merkte, wie ihn Gabriel an der anderen Hand zog. Joan wusste ebenso gut wie sie, dass er nichts für seine Schwester tun konnte. Nachdem er einen Augenblick gezögert hatte, rannte er zusammen mit seinem Bruder weiter bergab.

Als Joan zurückblickte, sah er den einäugigen Mauren, der seine Mutter am Haar zog. Er wollte sie hochreißen, doch sie sträubte sich, ohne dabei die kleine Isabel loszulassen. Ihre Schreie und das Gebrüll der Kleinen zerrissen ihm das Herz. Es drängte ihn, ihr zur Hilfe zu eilen, doch die Furcht lähmte ihn: Ein ganzer Piratenhaufen kam auf ihn zu, und er wusste, dass seine kümmerlichen Kräfte nichts würden ausrichten können. Er musste Gabriel retten, das war im Augenblick alles, was zählte.

Joan entdeckte als Erster den Abgrund zu seinen Füßen. Obwohl sie den Berg gut kannten, wären sie beinahe über den Rand der Steilwand gestürzt, die senkrecht zu einer Klippe hinabreichte, an deren Felsen sich die Meereswellen brachen. Erst im letzten Augenblick konnte er Gabriel festhalten. Keuchend sahen sie, wie Steine nach unten rollten und an den Küstenfelsen zerschellten. Es